



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Das Liebesleben in der Natur

eine Entwicklungsgeschichte der Liebe

Bölsche, Wilhelm

Jena, 1904

Ein Frühlingsmorgen an der Riviera. - Minucius Felix. - Die doppelte
Versicherung der neuen Zeit. - Stunden der Wahrheit in der Liebe. -
Sinnenliebe und Geistesliebe. - „Von dir wird erzählt!“ - Drei ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47725](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47725)



„Ein weißer Glanz ruht über Land
und Meer,
Und duftend schwebt der Äther ohne
Wolken.“

Goethe (Naufitaa-Fragment).



An einen schönen Ort möchte ich dich entführen.

Und dort möchte ich dir erzählen

Östlich von San Remo, im Paradies der Riviera, ragt Capo Verde, eine vorspringende braune Felsklippe gegen das freie Meer. Gesteinschichten, einst vor Jahrmillionen selber weicher Meeresgrund, brechen wie eine phantastische Burg aus dem weichen grünen Uferbilde. Das blaue Mittelmeer hat sie aufgeschlossen, hat sie zernagt, nicht mit rauher Faust, sondern leise, in unendlicher Zeit, immer und immer wieder wie im Traum mit zarten weißen Schaumhänden darüber tastend. Nun liegen die angeschnittenen, entblößten Schichtenköpfe da wie die Gerippteile eines verschollenen Riesentieres, dessen Grab sich urplötzlich an der Flutgrenze aufgethan. Zwischen sich bilden sie Nischen seifengrünen, nur leise ziehenden Seichtwassers, auf dessen flachem Boden geheimnisvolle violettrote Schatten der schaukelnden Seegewächse bald aufdunkeln und wieder verwehen. Nur am äußersten Klippenrande blinkt der Schaumkranz der anströmenden freien Wellen unablässig wie ein Fächeln und Spreizen blendend weißer Flügel ins Sonnenlicht. Dann fernhin alles blau, tief und bezaubernd blau

Auf der Höhe des Kaps, von den Seeclippen getrennt durch eine offene sonnendurchglühte Berglehne, an der blühende Ginsterbüsche wie goldene Kugeln hängen und über die der violette Thymian seinen heißen, staubigen Duft streut, liegt ein einsames Kirchlein mit weißgelber Wand und blaßrotem Dach: die Madonna della Guardia.

Ein Regiment alter Cypressen wacht darum her, in diese weltentrückte Offenbarung heller, im Glanz zerfließender Farben hineingepflanzt wie schwarze Rabenfedern des Schicksals, reglos auf ihren bleichen Spulen vor der unendlichen blauen Fernsicht, über dem glühenden gelben Fels. Nächst der Kirche steht eine ebenso schlichte Osteria, schneeweiß mit grasgrünen Läden. Ein paar wackelige Tische und ein guter Tropfen Landwein. Ein Feigenbaum, jetzt im April erst mit ganz jungen grünen Sprossen, die überall wie zarte Polypenfingerchen aus dem dicken grauen Geäst langen, biegt sich vom Abhang herzu.

Hier ist gut sein.

Der Blick schweift vom blendenden Meeresblau fort in die Thäler, auf die Hügel landeinwärts. In smaragdnen Wiesenterrassen, denen der üppig blühende Löwenzahn einen leisen Goldton giebt, überall zerstreut wie stumpfe silberne Wolken die Kronen der Ölbäume. Ein naher einzelner alter windverwunschener Olivenstamm reckt sich über einer Kante gerade vor den Himmelsazur als bald dunkle, bald im Wechselspiel der hellen Blattunterseiten silberig aufflimmernde Silhouette, — so klassisch edel in der Form wie von einem Künstlerauge erdacht. Fern, wo die Oliven einheitlich zu grauer Gewölkbank verschwimmen, hier und dort ein Dorf, klein, weiß und rot wie aus dem Baukasten. Gelbe Steinbruchwände, wo die Berge steiler werden, oben darauf schwarzwolliger Wald, dann violette Höhen, wo alles in einen Ton zusammenfließt. Endlich über dem zartesten Violettblau ein paar Spitzen mit stechend weißem Schnee.

Ein blaßgelber, schwarzstreifiger Segelfalter schwebt träumerisch ab und zu. Vom Meere ein ganz leiser Wind, leise und doch groß in dieser Stille, in dieser Höhe, wo alles von unendlicher Seeweite kommt und zu unendlichen Himmelsweiten geht.

Und nun das Meer selbst. Milchig lichtblau in diesem Mittagsglast, mit fast ganz weißen Windstreifen, gegen die Hochsee zu völlig in weißen Dufte mit dem unendlich zart weißblauen Licht des Horizontes verschwimmend. Nur da, wo die Sonne darüber steht, eine Glorie von Silber, — vorne Silberflitterchen, getrennt blitzend im weichen süßen Blau — viel ferner draußen ein Riesensee von reinem, leise glimmendem Silber ohne jedes Blau.

In diese einige Silbermasse mitten hinein zieht jetzt gerade ein kleines Segelboot. Selbst Silber, bloß einen leisen Ton undurchsichtiger, schwebt es wie fremdes Licht im Licht, geisterhaft abgelöst von aller harten Farbenwelt wie der Fliegende Holländer eines ewigen glitzernden Sonnentraums, der nur auftaucht in solcher Mittagstunde, wenn der Silberglanz zwischen Himmel und Ozean fast über die Kraft eines menschlichen Auges geht

Hier laß uns von der Liebe reden.

Kennst du ein altes Buch, aus frühen Tagen des Christentums: den philosophischen Dialog „Ottavius“ des Minucius Felix? Vielleicht die liebenswürdigste jungchristliche Apologie, schlicht, ohne Bekehrungseifer. In einer Zeit der Stürme, da die Erde unter den Waffen des Cäsars bebte und der neue Glaube vor den Panthern der Arena lag, führt der Philosoph seine Freunde ans blaue Meer, an den Strand bei Ostia. Sie lagern sich im weichen Sande, suchen bunte Muscheln und werfen um die Wette flache Steine, die hüpfend über den Silberplan des windstillen Spiegels fliehen. In der Stille dieses einfachen Naturbildes scheint aller Sturm und Staub der Welt verweht, wie hinter eine unsichtbare Schranke zauberhaft

gebannt. Und hier, am guten Orte, heißt es, redeten wir — von Gott. Laß uns so von der Liebe reden.

Auch durch unsere Tage geht der Sturm. Alles wirbelt, jede schlichteste Frage steht im Kampf. Weltanschauungen zerbrechen, ein ungeheurer Staub erfüllt die Zeit. Wer fühlte nicht die Sehnsucht, auch jene geheime Mauer um sich zu ziehen, wenn er sich besinnen will, — besinnen auf ein großes Problem der Welt . . . ?

Vielerlei möchte ich mit dir bereden. Vom Herausgang der Liebe durch die Zeiten. Von ihrem Werden im Tier. Und wie sie Mensch wurde. Mensch in seiner Roheit — und Mensch im Geist. Rohes und Süßes muß ich dir erzählen. Aber sieh hinaus in den uferlosen Oast dieses Meeres dort. Aus dieser fleckenlosen Bläue ist das Leben gestiegen, in tausend und tausend Formen sich regend und verwandelnd bis zu dir selber hinauf. Sieh in den Himmel empor, in seine unendliche, blendende Reinheit. Aus diesem Blau der Raumesewigkeit sind die Welten herabgeronnen wie silberner Staub. Wie viel Banges, Schauriges, Wildes barge und bergen die Abgründe dieser Flut. Und doch im ganzen dieses wunderbare Blau, in das die Seele taucht wie in ein Friedensbad. Soll es nicht ein Bild sein? Ein Bild, wie all das Rohe des Einzelnen schließlich doch fleckenlos verfließen muß in einheitlich reinem Licht? Und der Himmel darüber. Dieser Himmel, in dem so viel Sehnsucht, Verzweiflung und Irren der ringenden Menschheit liegt, als müßte jeder Stern ein Grabkreuz sein, — dieser Himmel, der uns eigentlich alle umklammert wie ein Sarg, uns dunklen Gäste auf der dunklen Erde . . . löst nicht auch er sich zu derselben Bläue fleckenlos reiner Herrlichkeit?

Ich denke mir, an solchem Orte läßt sich nicht nur einsam reden, als schweige aller Sturm der Welt und als spielten zwei Menschenkinder mit den heiligsten Fragen so schlicht wie mit flachen Steinen, die man auf der Welle hüpfen läßt. Es läßt sich auch von allem Rohen und Wilden so reden,

als sei alles schon ganz nah der Verklärung ins ewige Blau und schwebe nur noch wie ein zartes silbernes Wölkchen, wie jenes dort drüben im Glask verzitternde Silberschiff, daran hin

Du und ich, — wir sind ein paar vernünftige Menschen, nicht wahr, die sich verstehen? Laß uns einen Bund schließen, daß wir durch kein Gestrüpp und keine noch so tollen Gespenster uns abschrecken lassen wollen, ein Stück Wahrheitsweg miteinander zu wandern. Vom Blau zum Blau. Was dazwischen liegt, das wollen wir mit gutem Mut und dem Humor schlichten Kinderfriedens hinnehmen.

Von der Liebe wollen wir reden.

Von der Liebe im All, so weit wir Menschen von heute dieses All, mutig und bescheiden zugleich, umfassen. Eine andere Stunde steht über uns, mit anderen Zeichen, als sie über jenem alten Minucius Felix stand. Auch er, wenn er mit den Freunden am Strande von Ostia von seinem Gotte sprach, dachte an die Liebe dabei. Aber die Liebe war ihm ein übernatürliches Wunder geworden. Auf Erden, in der gefallenen, sündigen, gequälten Menschheit schien die eigene Liebe damals bankerott und tot. Aus einem mystischen Blau jenseits alles Wirklichen und Bekannten sollte sie erst neu wieder herabgestiegen sein, — im Gegensatz zur Natur, in Umkehrung ihres innersten Lebens. Kein Band zwischen hier und dort, die natürliche Entwicklung Sünde und Verfall, das ganze Licht allein in jenem mystischen, weltabgekehrten Dämmerblau.

Zweitausend Jahre aber bald wieder — seitdem! Und in der Menschheit junger, feuriger Geist, der sich aufwärts ringt, — Forschung, — Erkenntnis, — das Ahnen und Ergreifen der alten Wirklichkeitswelt als einen neuen Besitz, — zum erstenmal mit ganzer Kraft erwacht das Bewußtsein von einer Welt ohne Vorhang, ohne Riß, ohne mystisches Zweierlei.

Sieh dir das weiße Kirchlein da drüben zwischen den rabenschwarzen Cypressen an. Das ist die verklungene Zeit, noch hineinragend in unseren Tag. In dem gelblichen Türmchen

mit der kleinen Kuppel hängt eine Glocke, grün von Alter: sie klingt von der Liebe, die nicht von dieser Welt. Aber sieh schärfer hin.

Das Kreuz, das von der Kuppel ins uferlose Wunderblau sich reckt, läuft oben in eine lange, verdächtige Spitze aus. Ein Blitzableiter. Die doppelte Versicherung der neuen Zeit: über dem Kreuz der Mystik der metallene Schaft, der den Himmelsstrahl bündigt mit der Erkenntnis der Physik, der Wissenschaft mag die alte grüne Glocke rufen, wenn die schwarze Wetterwolke sich wie ein Raubvogel auf diese freie Höhe wirft und mit glühenden Fängen krallt der Blitzableiter ist stärker, — er ist das Kreuz unserer Zeit.

Eine andere Rede muß es in diesen anderen Tagen sein, wenn wir von der Liebe reden sollen. Schau dem schönen Segelfalter dort nach, wie er majestätisch sich zu dem Thymian niedersenkt. Aus Tieren, niedriger als dieser schwebende Schmetterling, bist du, Mensch, geworden, du als Mensch der modernen Erkenntnis. Von Urwesen ging dein Stamm aus, unvollkommener noch als dieser stumme, reglos in der glühenden Sonne sich badende Thymian. Groteske Geschöpfe ohne eine Spur deiner Gestalt waren „du“. Sie krochen am Meeresstrand, als dieser Strand noch der weiche Schlamm war, der heute jene messerharten Felsgräten bildet, an denen sich da unten am Kap die blaue Welle zu Schaum zermalmt. Und mit allen diesen Wesen, die du waren und doch nicht du vor Aonen der Zeit, hängst du zusammen durch die ungeheure Weltkraft der Liebe, der Zeugung, des ewigen Gebärens und Werdens. Tausend- und tausend-, millionen- und millionenmal hast du da unten geliebt, gelitten und geblutet, bist gekreuzigt worden und gestorben und bist doch wieder auferstanden am dritten Tag. Dort, in der Vergangenheit, in der unermesslichen Kette aller dieser Vor-Ichs deines eigenen Ich, das heute hier auf Capo Verde seinen stillen Karfreitag in Naturschöne lebt, liegen die Lösungen all deiner Rätsel, deiner tiefen Ge-

heimnisse, die dich durchspinnen wie ein dunkles Schicksalsnetz, wie ein schwarzes Spinnweb, an dem deine Thränen wie Tautropfen blinken.

Dort liegt auch die Lösung deiner Liebe. Der Segelfalter, der wie berauscht von all der Feiertagssonne reglos jetzt auf den violetten Blüten liegt, sagt dir mehr davon als alle altersgrünen Glocken der Welt. Von ihm und seinesgleichen laß mich dir erzählen. Unter den neuen Zeichen, die noch nie eine Zeit vor uns besessen hat.

Aber schließe deine Augen erst noch auf einen Moment.

Laß das ganze feierstille Bild da draußen verschwinden, das einsame weiße Kirchlein mit dem Kreuz und dem Blitzableiter, die schwarzen Cypressen, das silberne und blaue Meer. Laß alles dunkel werden — und erinnere dich.

An zwei Ereignisse in deinem Leben — erlebte, wiederkehrende, wieder verschwimmende — muß ich dich mahnen, damit du im Kern verstehst, was ich will. Zweierlei Augenblicke, da du dein Ich verloren hast in der Liebe. Verloren in vollkommener Seligkeit des pulsenden Lebens ohne jede Spur von Todesangst. Da du starbest als „du“, aber starbest ins Leben hinein. Einmal im Körper. Und ein andermal im Geist.

Erinnere dich

Du hast Liebe geübt, Liebe genossen im Leben. Sinnenliebe. Rohe Bilder — oder wenigstens solche, die du einmal für roh hieltest — steigen herauf. Aber auch wunderbar süße. An Ängste und Irrtümer der Jugend denkst du. An erbärmliche Stunden, die das Gold deiner Träume erbarmungslos in den Staub traten, wie goldenes Laub in eine Pfütze sinkt. Und doch auch an goldene Stunden, die aus dir einen neuen Menschen machten weit über alle deine unerfahrenen Träume hinaus. An Stunden der Wahrheit in der Sinnenliebe. Die heilig waren wie jede echte Wahrheitsstunde. Wo es über dich kam wie ein herber Glanz, aber doch strahlendes Licht, Licht, das Seelen schmiedet und die Erze des Ich aus der Schlacke schweift

Dein Ich ist mit den Sinnen versunken in einem anderen Ich. Es ist wieder aufgetaucht, — und du warst wieder du. Aber eines Tages war ein neues da, blaue Kinderaugen schauten dich an, in denen etwas von dir war, ein rätselhaftes Neuleben, ein neuer Mensch, der doch einen Teil von dir umschloß das große Mysterium.

Erinnere dich

Es kamen dann noch wieder andere Stunden. Da verlorst du dich auch, aber wieder anders.

In einem zweiten Wesen gingst du auf — im Geist. Eure Seelen schmolzen in Eins. Ob Mann, ob Weib, war hier gleich.

Und es blieb nicht bei dem einen Menschen. Diese Liebe schwoll auf über alle. Ward Menschenliebe. Heilige Ziele der Weite rissen dich über deine Enge fort. Dein Ich ward ein Klang in einer Melodie. Und alles diesmal im Geist

Und aus dem Geiste, der über du und du ausströmte, wuchsen neue Träume, Ideale, Schöpfungen auf. Ein neuer blauer Himmel, aus dem die Welten rannen wie silberner Staub. Ein Zusammenschluß der Geister, ein Leben über den einzelnen hinaus. In das deine Kinder einst wieder einwachsen würden, wenn ihr Geist erwachte. Wenn ihr Ich reif wäre, lebendig zu versinken in der großen Melodie.

Ist es nicht das Größte, das Wunderbarste deines Lebens, an das du dich mit beiden Momenten erinnerst? Welche Macht kam hier über dich? Reiß dein Ich in dieses tief geheimnisvolle Verlieren und Auferstehen hinein?

An dieses Erinnern und diese Frage möchte ich anknüpfen bei dir. Das Grundbild dessen, was wir hereden sollen, steht als tiefste Erfahrung in dir selbst und es muß hier stehen, wenn wir uns verständigen sollen. Du mußt die Damaskusstunde zwiefach im Leben gehabt haben, da es über dich kam wie ein Sturzbad von Licht: die Erkenntnis, daß in diesen höchsten gesegneten Liebesmomenten deines Seins nicht ein Abfall zur Sünde dich übermannt, sondern daß ein Heiliges

dir darin genah, das größer war als du, eine tiefe blaue Weltenswelle, die dich selbst einst heraufgetragen hat und jetzt über dich fortgegangen ist.

Nur so kann meine Rede dich fesseln. Wenn du immer an dich dabei denkst. Über dich wird erzählt. Auf dich läuft schließlich alles hinaus. In der Liebe bist du Welt. Und die Weltgeschichte der Liebe, aus der ich dir erzählen will, ist in diesem Sinne nur ein Kapitel aus deiner Geschichte. Eine Ur-Erinnerung, hinauswandernd in die Klauen des Raumes und der Zeit, hinauswandernd zu all den alten Brüdern im Tier- und Pflanzenreich, — hinauswandernd im Gedanken, um zu dir zurückzukehren zur That: — wenn du liebst.

Schau wieder hinaus immer tiefer sinkt die Mittagsstille auf das blaue Meer vor uns herab. Kaum ein ganz zages Vogelzwitschern im Oliven Silber. Ein dumpfes, wie im Grunde verhallendes Rollen: der Eisenbahnzug, der das Capo Verde im Tunnel durchweilt. Ein verlorener Glockenlaut von den Dörfern im Thal. Schmetterlinge jetzt überall, in traumhaft unhörbarem Wiegen über dem goldenen Ginster und dem violetten Thymian. Über Land und Meer liegt es wie ein Duft der Reinheit, wie ein erster Schöpfermorgen. Wir glauben nicht mehr an Schaffen. Nur noch an Werden. Werden im ewigen Gesetzeslauf der Natur. Werden durch die Liebe. Da ist die Welt ein ewiger Frühlingstag. Laß uns denn aus dem Frühling, der uns hier mit so unsagbarer Süße umfängt, ein Stück weit hinaus schreiten in die Sonne dieses ewigen Frühlings hinein



Drei Bilder tauchen mir auf, wie ich hinabstarre in das flimmernde Silberblau dieses Meeres. Mir ist, als sei der ganze Weg darin, den eine Geschichte der Liebe gehen müßte. Drei Stationen.



„Und so lang du das nicht hast
Dieses: Stirb und Werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.“

Goethe.

Es ist ein wilder Sommerabend am Fluß. Dumpfe Schwüle brütet über dir. Elektrisches Zucken huscht an einer fernen Wolkenbank. Wie eine drohend rote Mohnblüte hängt der Mond über den dunkelnden Wassern.

Das ist die Auferstehungstunde eines seltsamen Geschlechts. Lautlos, geisterhaft erheben sich aus dem Strom winzige, zarte Gestalten, — so zart und durchsichtig, als wäre jede nur aus einem kleinsten Stäubchen farblosen Lichtes gewebt.

Erst sind es ein paar, die sich verflattern, im schwülen Dunst verlieren, — dann mehr, viele — dann wie wenn die graue Flut ein blütenschwangerer Frühlingsbaum würde, der unendliche schneeige Blumenblättchen von sich in die Lüfte treibt, — Tausende, Myriaden.

Vom fernen Kirchturm, über die verträumten Felder, schlägt es neun Uhr.

Als liege in der Stunde eine magische Gewalt, so reißt es alle diese kleinen Wesen herauf über den schweren, zähen Spiegel der Flut in die offene heiße Abendluft hinein . . . silberne Flügeln glänzen auf, wehen wie Perlmuttersehleier,

versinken, verschwimmen ineinander im Gedränge zur weichen, vom erstarkenden Mondlicht funkelnd zusammengesmolzenen Wolke, die das düstere Wasser überhellt, als strahle sie selber eigenes Licht immer weiter wallt die Wolke dahin, sie rollt über die ganze Stromesbreite, — auf das Ufer, wo die Erlen schlafen, regnet es wie unendliche mondhelle Floken, hängt sich an die schwarzen Zweige wie leuchtender Schaum Schaum, aus dem Aphrodite, die Liebesgöttin, steigt.

Dem all diese schwärmenden Elfen der Gewitterstunde sind Insekten vom Schlage der Eintagsfliegen im Stadium letzter Lebensverklärung durch den allbefeligen Liebesrausch, im Begattungsturm, der die Krone ihres ganzen Daseins ist

Jede dieser tanzenden Bacchantinnen im Silberdust da oben hat eine lange Arbeitszeit als Individuum hinter sich. Als häßliche, gefräßige Larve hat sie seit zwei, drei Jahren im Schlamm oder Ufersand des Flusses ihr Wesen getrieben, fressend, anschwellend, sich häutend, ein wilder, rücksichtsloser Räuber trotz ihrer Kleinheit, der mit zähester Energie Tag um Tag für seine Erhaltung als Individuum gekämpft hat. Die Zeit war lang genug, daß das kleine, ruppige, bissige Vieh sich allerlei Übung im Lebenskampfe erwerben konnte. Immer in Gefahr, immer in der Not, selber gefressen zu werden oder Hungers zu sterben, hat es sich mit äußerster Anstrengung endlich doch durchgedrückt und behauptet, bis ein gewisses Maß der Lebensfülle, ein gewisser Höhepunkt individueller Artung erreicht war.

Da auf einmal, an diesem schwülen Augustabend, gegen die neunte Stunde, ein Riß im ganzen Dasein, wunderbarer als Tod, eine Auferstehung in neue Form, in ein neues Element, in einen gänzlich veränderten neuen Zweck

Zähe letzte Häutungen wandeln den Körper aus der Larvenform, die dem Leben in der Wassertiefe angepaßt war, zu jener kristallhellen Sylphengestalt, die vom Mondlicht jetzt gebadet statt von der trüben Flut wie flüssiges Silber über die Welle sprüht. Verschwunden ist mit dem alten Leibe der oberste

Zweck des alten Lebens, die Nahrungsaufnahme; der zarte geflügelte Körper des neuen Wesens besitzt gar keine brauchbaren Rauwerkzeuge mehr. Die Jahre des Raubens, Würgens, Verschlingens mit ihrem verheerenden Kampfe sind auf einmal zu nichts verweht. Aber neue Organe sind dafür da und regen sich verlangend an dem durchsichtigen Elfenleibe: die Organe der Liebe.

Und das Leben, wie lang oder kurz es nun noch währen mag, hat einen neuen Zweck.

Über das Individuum greift er hinaus.

Diese im Mondesduft ausschillernde Wolke federleichter, beflügelter Luftwesen ist kein Heer von Einsiedlern mehr, die in der Tiefe unten nur ein Zufall an denselben Ort gebannt zu haben schien, die aber jeder für sich hartnäckig ihren Weg gingen oder ihre selbstgewählte Zelle behaupteten und die sich gegenseitig höchstens die Nahrung fortschnappten . . . wie durch die Gewitterwolke dort neben dem roten Mond die Elektrizität in wallenden Schauern zuckt, so wallt durch diese ganze Wolke schwebender Insekten ein einziges unsägliches Verlangen nach Vereinigung, Verschmelzung des eigenen Individuums mit einem zweiten in überströmendem, alle Einzelheit und Endlichkeit in die Gemeinschaft und Unendlichkeit der Gattung hinüberschmelzendem Liebesglück . . . alle wollen zwei werden und in der Inbrunst dieses Wollens werden die Einsiedler zu einer seligen Wolke selbstloser Gefelligkeit . . . immer neue Brüder und Schwestern tauchten auf aus dem schwarzen Schlund, hinauf in die Herrlichkeit der Gewitterluft und der Mondverklärung — und in den Lüften, im betäubenden Wirbel der unzählbaren Menge greift sich Paar um Paar und vollzieht unter allen Seligkeitschauern, die dieser winzige, blumenzarte Organismus für einen Moment vollkommenster Erlösung und Harmonie bis zur Reife ertragen kann, den großen Akt des neuen Zweckes: die Begattung.

Über die heißen, nach dem Tau des Gewitters lechzenden Felder tönt von neuem die Dorfuhr, es ist zehn Uhr. Der

Liebessturm der Insekten ist jetzt auf seinem Höhepunkt. In der Fläche des Stromes bilden die aufsteigenden und versinkenden Elfen weiße Lichtinseln, die sich unablässig lösen und wieder erneuern. Auf die Uferwege wirbelt die Wolke wie das dichteste Schneegestöber. Du selbst als einsamer Wanderer bist im Augenblick davon umhüllt, bedeckt, daß du dir mühsam deinen Weg bahnen mußt. Ein Boot verschwindet unter dem lebendigen Schleier. Auf den Stufen, die zu ihm hinabführen, wimmelt es mehrere Zoll hoch, Schicht um Schicht wirft sich im Taumel des Fliegens, des Lustatmens, des Zueinanderfindens und der stürmisch ausgelösten, lähmenden Wollust darauf.

Aber inmitten der aufstrebenden Bewegung ist auch schon eine absinkende merkbar. Paar um Paar hat sein Werk vollbracht. Ein Augenblick der Seligkeit und der Lenz ist hin. Nun wirbelt es abwärts wie welkes Laub. Das Weibchen wirft die befruchteten Eier in den Strom und stirbt als Opfer, als sei der arme weiche Sylphenleib zu Tode getroffen durch allzuviel Glück, Liebesfreuden und Mutterfreuden in der Spanne eines einzigen kurzen Augenblicks. Fern verweht davon durch den ersten Lusthauch, der von der Gewitterwolke kommt, geht aber gleichzeitig auch das Männchen ein, getötet vom Blitz der Liebe, der alle seine Sinne auf ihr Höchstes trieb, aber sie auch für immer fortnahm in diesem Sturm und das ganze schwache Leben zerbrach im Moment, da alle seine Saiten ihre gewaltigste Melodie absangen in nie vorher erreichter Harmonie

Der erste ferne Donner rollt. Der Wind fällt leise singend in die Uferbinsen. Elf Uhr. Der Elfenpuk ist aus. Myriaden weißer Leichen hat die ruhelos sich dahinschiebende schwarze Stromfläche aufgesaugt, hinabgeschwemmt, ein Festmahl für die kleinen Silberfische der Tiefe. Die letzten schwachen Nachzügler, schon vom Tode gezeichnet, wird der Regen niederschlagen. Zwei Stunden — und der ganze Hochzeitsrausch ist dahin, alle Zwecke des neuen Wesens sind erfüllt bis über die Reige, bis in den Tod. Und mitten in das Bacchantenfest hinein mäht

dieser Tod, Garbe um Garbe, bis das letzte glitzernde Silberstäubchen von der alten heimatischen Flut wieder zurückgenommen und mit der Strömung fortgetrieben ist in die tiefe Nacht hinein. Selige Kreatur, sagt ein alter Grieche, — sie hat so rasch gelebt, daß außer dem Tode kein eigener Schmerz sie mehr erreichen, kein Anblick eines fremden sie betrüben konnte.

Zwei Stunden.

Aber in diesen zwei Stunden eines Gewitterabends ist die Gattung wieder weitergegeben auf Jahre hinaus. Die befruchteten Eier, — lautlos in der Wassertiefe versunken wie die tausend Liebesleichen, aber selbst keine Leichen, sondern lebendigsten Lebens voll, — sie werden sich in geheimnisvollem Werdegang zu neuen Larven gestalten. Und nach Jahren dann abermals Auferstehung, Bacchantensturm, Liebeserfüllung und Opfertod.

Zwei Stunden.

Aber in diesen zwei Stunden hat sich ein Schauspiel wiederholt, auf das Jahrmillionen schauen.

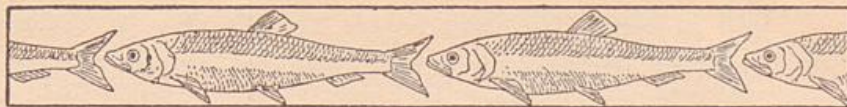
Die Eintagsfliege ist älter als du, älter als der Mensch. Ihr Hochzeitsreigen schwillt herauf durch die Unendlichkeiten der Erdgeschichte. Sie hat das blaue Meer der devonischen Urzeit schon gesehen, da noch kein Berg wie heute stand, kein Fluß wie heute floß. Sie war dabei, als der lebendige Wind noch in den Wäldern baumhoher Farne und Schachtelhalme brauste, die jetzt als schwarze Kohle unsern Herd erwärmen. Eine weiße, im Mondlicht aufglimmende Lichtwolke wie heute sind diese liebedurstigen Elfen aus den Wassern aufgeblüht in der schicksalsreichen Jurazeit, da der Ichthyosaurus schwamm und der Reptilvogel Archäopteryx durch die Lüfte flatterte. Und ihr wunderbarer Erdentraum blieb der gleiche, als an Stelle der Palmfarne und Araukarien jener Juraperiode über ihren Strom der Fichtenhain der Tertiärzeit seine Äste hing, Äste, von denen als goldenes Harz niederthränte, was später verhärtet Bernstein geworden ist und dir in seinem Innern noch heute oft den Sylphenleib einer uralten Eintagsfliege zeigt.

Erst in dieser Tertiärzeit begann der Mensch. In all den Jahrtausenden seines Emporganges, von der wilden Steinzeit neben Mammut und Höhlenbär bis zu den höchsten Weisestunden aufgrünender Weltkultur, hat ihn am einsamen Strom, am stillen Bach dieser ewig gleiche Kreislauf der Eintagsfliege begleitet. Sie schwärmte in zwei Stunden einer Mondnacht auf, als er am Euphrat zuerst in den Sternen lag, als er am Nil über das Mysterium des Lebens sann, als er am Nilos eine höhere, lichte Welt aus Rhythmus und Marmor schuf zum Ersatz für diese Welt des Kummers und der Dunkelheit.

Und immer dasselbe. Immer dieses Ersterben der Individuen für die Art, dieser gleiche Sinnentaumel, zusammengedrängt auf eine winzige Spanne Zeit, dieser jähe, dunkle Wandel der Zwecke . . . Jahrtausende, Jahrmillionen, Zeiträume, in denen die Sternbilder sich verschieben, in denen das Wandern der Sonne im Weltraum, die Eigenbewegung der Fixsterne, die leisen, über ungeheure Zeiten verteilten Wandlungen der Erdbahn und Erdstellung sichtbar wie große Marksteine werden: und alle zwei, drei Jahre in dieser unabsehbaren Folge zwei Stunden, in denen das Schicksal einer Gattung wie ein Wurfball geschleudert von einer Generation zur folgenden fliegt. Zwei Stunden, in denen das Individuum fast im Augenblick seines Todes noch Weltgeschichte wird und in eine Kette greift, die aus Urtagen der Schöpfung, zwischen verschollenen Märchenwäldern, fremden Ungetümen, längst verglühten oder weggewanderten Sternen, fort und fort sich heraufschiebt bis auf diesen Tag.

Die Eintagsfliege denkt nicht. Sie erwacht, taumelt, beseligt sich und stirbt.

Aber du, der einsame, späte, unendlich hoch verstiegene Epigone all dieser niederen Tierheit, stehst am Ufer und starrst den kleinen blassen Liebesleichen nach und sinnst, — sinnst dem Geheimnis nach in diesem Liebestanz und Totentanz
Was ist die Liebe?



Vorbei!

Ein anderes Bild. Zu dem tragisch-süßen ein grotesk-derbes. Aber auf die gleiche Melodie.

Hörst du den Wind pfeifen und die Wasser klatschen? Norwegen. Herbe Seeluft streicht, mit ihrem Salzhauch und Fischgeruch. Die Wogen spritzen an der Granitküste. Der uralten Küste! Hier ragte schon eine riesige Feste, als das andere Europa noch der Korallenarchipel war, um den die Zyradrachen schwammen. Von hier aus wälzte sich später der schauerliche Gletscherwall der Eiszeit über das sterbende, veröden- de, erfrierende Norddeutschland. Ein großes, dräuendes, geheimnis- reiches Zauber- schloß der Erdgeschichte, — bis auf die Tage, da die Drachenschiffe der Wikinger sich von hier in die un- bekannte Schaumwüste des ungeheuren Erdwassers stürzten, nach den rot flammenden Vulkanen Islands, nach den grünen Weinreben des mythischen Amerika vom Jahre Tausend.

Gespensterluft! Auf dem Lande lastet Regengewölk. Über den Klippen der Seeseite steht hart und nackt ein fahles Licht. In Himmel und Wasser ist etwas, als nahe ein Unfaßbares vom offenen Meer. Ein Fliegender Holländer, wie ihn die Sage sich erfonnen, mit pechschwarzem Takelwerk vor dem schwefelgelben Himmel. Die Satanshand des Schiffermärchens, die ihre kolossalen roten Krallen über die Schaumkämme reckt. Seebögel kreischen mit bangem Laut.

Gespensterluft. Was ist der Menschheit gerade an dieser Küste nicht schon alles zugeschwommen, — in der Wahrheit und im Traum! Hier hat sie den Walfisch zuerst genauer kennen gelernt, das riesige Säugetier des freien Meeres. Hier spann sich die Legende an vom Kraken, der wie eine Insel aus

dem Abgrund stieg und wieder sinkend das größte Schiff mit seinen ungeheuren Spinnenarmen ins Verderben zog, — die Legende, die endlich ihre Lösung gefunden hat durch die gigantischen Tintenfische in den Schlünden der See. Hier ist immer einmal wieder die Seeschlange gesehen worden, mit wallender Mähne, mit grauenhaft endlosen Windungen, die das grüne Wasser des Fjordes aufkochen machten — ein Geheimnis, so grau und alt wie die Existenz seefahrender Völker und doch noch immer ohne klärenden Schluß. In den Abgründen dieses Meeres, dort, wo in einigem Abstand von der Felsküste der Grund jäh zu schaudervollem Thale niederstürzt, als sinke der Ozean in einen tieferen, dem Erdinnern näheren zweiten Ozean hinab, haust der Wurzelhaarstern, — mit federnder Krone auf schlanken, festwurzelndem Stengel, einer wunderbaren Lilie der bunten Korallengründe gleich, in Wahrheit aber ein Tier, fremd in seiner Zeit, ein einsamer Nachzügler aus dem blauen Wundermeer der Kreideperiode, wo die riesenhaften Seelilien wie schillernde Palmenwälder der Tiefe sich wiegten und den scheußlichen Reptilien jener Tage Schlupfwinkel boten wie heute das indische Dschungel dem Königstiger

Nacht irgend eins dieser Meerwunder jetzt wieder dem Strand?

Dämmerung senkt ihre kühlen Farbtöne über die See. Aber nun glimmt es aus den Wassern selbst wie magischer Schein, der vom hohen Spiegel her gegen die alte Granitküste heranzuschleifen scheint. Der Schein malt sich nach oben in die Luft hinein, man sieht ihn hoch in den Dünsten silbern näher kommen. So, obwohl viel gewaltiger, zeigt sich dem Polarfahrer am Himmel schon von ferne als Eisblick die Nähe der vordringenden Kristallmassen, die ihm den Weg versperren werden, Vorposten der Wüste, die vom erstarrten Polende des Erdballs niedersinkt, als münde dort die ewige, vernichtende Grabeskälte der freien Planetenräume ein in die ungeheure tausende Kugel, die mit so viel Lebenslast auf ihrer warmen

Mitte um die Sonne kreist. Aber um diese Zeit naht hier kein Eis. Es ist der Silberglanz eines vielköpfig Lebendigen, das sich da näher und näher schiebt.

Nicht ein einzelnes Seeungetüm kommt. In unermesslichem Gewimmel zusammengedrängt wälzt sich eine silberne Insel von Tieren heran.

Der Håring naht, zu Millionen vereint.

Der Lichtschein, der den Nebel hellt, ist Widerschein der ungezählten glitzernden Leiber selbst, die der Massensturm gegen die Fläche, ja heraus aus den Wellen treibt, bis das Ganze sich hier und da wölbt wie eine riesenhafte Schildkröte, deren blanker Rücken das Mondlicht wiederstrahlt. Aber nie, auch in keinen Urtagen fabelhaftester Riesentiere, hat eine Schildkröte von solcher Ausdehnung gelebt. Eine Meile in die Länge wie Breite dehnt sich die Insel lebendiger Fische. Scharen weißer Möwen schweben darüber, als handle es sich um eine jener einsamen Klippen des Weltmeers, die Myriaden lärmender Seevögel als Mistplatz dient. Jetzt hier, jetzt dort blüht ein ganzer Körper herauf, als spielten weißblaue Flammen aus dem erregten, brausenden Element, als wolle die Insel sich in vulkanischen Zuckungen entladen.

So müßte es sein, wenn Gigantenhand ein Netz quer durch den Bauch des freien Ozeans spannte und nun langsam damit gegen die Festlandküste ruderte, alles Lebendige der fischdurchwimmelten Weite vor sich her zusammendrängend, bis das verengte Element die Masse nicht mehr faßte und das Gewirre sich gegen den Strand heraufstaut wie eine ungeheure Pyramide Lebenden, zuckenden Stoffs, — in all den wahnsinnigen Fragenformen der Tiefe.

Der Gigant ist die Liebe.

Wie ein Stäubchen im flutenden Sonnenlicht verliert sich sonst der einzelne Håring im offenen Weltenmeer. Kaum daß menschliche Forschung bis heute ergründet hat, wo er eigentlich in den stillen, leidenschaftslosen Zeiten seines Lebens sich birgt, ob

in den Abgründen unterseeischer Thäler, ob, was wohl wahrscheinlicher ist, in geringer Tiefe, aber in der freiesten, landfernen See.

Da auf einmal ist es, als erklinge der Posaunenruf aus der Vision des alten Propheten, der die Knochen sich sammeln ließ im Thal. Durch das innerste Mark all der einsam Verstrenten zittert ein dunkles Verlangen nach Enge, nach flachem Grund zwischen Klippen, wo viele sich wollüstig aneinander drängen können. Es sind Erinnerungsbilder frühesten Jugend darin. Am Ufer, in der Enge sind sie alle einst geboren worden, ehe sie das offene Weltmeer fanden. Wer ahnt, bis zu welcher greifbaren Gestalt bestimmter Örtlichkeit dies verblaßte Bild in der plötzlichen tiefen Erregung des ganzen Organismus noch einmal erwächst! Sicher ist, daß eine vollkommene Wandlung in allen Lebensgewohnheiten jetzt erfolgt. Der Haring drängt zur Küste. Bald sind Scharen beisammen, die das gleiche Ziel nicht voneinander läßt. Schar stößt zu Schar. Es ist ein unendliches, dumpfes, blindes Dahinschwimmen nach einer Seite, schwindelerregend, wenn man sich den unermesslichen Raum des Ozeans ausmalt, aus dem die Liebe hier ihre Massen zusammensiebt. Endlich wird der Boden flach, die ersehnte Küste ist nah. Alle Radien streben jetzt in einen Punkt zusammen und aus den dunkeln Wassern schimmert die silberne Insel der Millionen, die ihren Schein bis in die Nebelwolken wirft.

Aber die ungeheure Fischmenge staut sich. Die Enge des Zusammendrängens löst die ganze verhaltene Liebeswollust plötzlich aus, — in einer Form, die wie dieser ganze Massensturm etwas beinahe Brutales, jedenfalls etwas Gigantisches hat. Durch die Salzflut ergießen sich dichte Wolken männlicher Samensflüssigkeit, Wolken so gewaltig, daß der Ozean sich weithin trübt, daß die ganze Silberinsel wollüstig bewegter Fische darin badet, darin schwimmt.

Derselbe Blitz höchster Gefühlsauslösung durchfährt aber gleichzeitig auch die Weibchen, — in die weißen Samenwolken

hinein treiben Millionen und Abermillionen jäh abgelegter Eier. Auf diese Eier wirkt der freie Samen wie ein goldener Lebensquell: indem er sie umhüllt, umfängt, förmlich in sich hineintrinkt, dringt in jede Eizelle eine winzige Samenzelle ein, verschmilzt mit ihr und vollendet sie zu der eigentlich neuschaffenden Kraft, die ein neues Wesen aus ihr hervorblühen läßt.

Ein Schauspiel ohnegleichen.

Die Zeugung zu einem Gesamttakt erweitert, unter dessen Zuckungen, dessen wilden Ergießungen der Ozean schwillt und gärt. Jedes Individuum gemeinsam schwimmend in der Lebenskraft von Millionen und gebend und nehmend im allgemeinen Quell.

So malte sich naiver Sinn einst die Schöpfung: daß die Kraft eines Gottes zu einer hohen Weihestunde unendlichen Samen alles Lebendigen ausgoß in die tote Öde des Ozeans. Aus Wolkenhöhen warf Brahma das goldene Ei, das in Gott befruchtet den farbentrunknen Schleier des Lebens gebar

Aber keine Dichterphantasie konnte das Groteske, die ganze derbe Ungeheuerlichkeit solchen Aktes ahnen, wie sie die Natur in die Wirklichkeit dieser Fisch-Drgie legt.

Erhabene, komische und grausige Momente fließen darin zusammen. Über diesen silbernen Knäuel liebestoller Fische, deren Kraft wie ein Wolkenbruch in unausgesehten Strömen niedergeht, über die Millionen funkelnder, zuckend bewegter Leiber, wollüstig schwänzelter Flossen und großer regungsloser, wie sehrend bang erstarrter Augen brechen alle Plagen Ägyptens herein. Sie, die einzeln so federleicht in die Tiefe entglitten, wahre Seiltänzer ihres Elements, — als dicht gefeilte, in wildem Liebesturm verkettete Masse sind sie jetzt so gut wie wehrlos und allem Unheil bloßgestellt. Und das Unheil ist da. Wilde Räuber nahen in Scharen der großen Liebesinsel, gelockt schon von weitem durch den hellen Schein, der in die Nebel wie eine selbst entzündete Hochzeitsfackel glüht.

Ihnen ist dieser meilenlange Brautknäuel nichts anderes als eine riesige, sehr erwünschte Vorratskammer lebendigen Fleisches.

Aus den Wassern brausen mit dumpfem, weithin hallendem Geräusch mehrere Meter hohe Dampffontänen, als siedeten Geiser im verborgenen Schlund: der gigantische Finnwal kommt, ein Koloss bis zu dreißig Metern an Länge. Er klappt mechanisch bloß den bodenlosen Rachen auf, und mit dem wild einströmenden Gewässer stürzen hunderte liebesentflammter Häringe mit hinein, die dann die enorme fleischige Zunge langsam am harten Gaumen des zahnlosen Mundes zerreibt, bis sie schluckgerecht sind. Dem Finnwal folgen kleinere Seesäugetiere, lustige Delphine und Seehunde, dann ein nicht minder vernichtungsfrohes Heer echter Fische, wie Schellfische, Kabeljaue und Dorsche, auch Haie, deren entsetzliches Gebiß den weichen Haring wie Butter zermalmt. Von oben her aber, aus den Nebelwolken des Dämmerabends fallen geflügelte Scharen mordgieriger Möwen, Alke und Lurmen in unablässigem Angriff ein und reißen mit hartem Schnabel Stück um Stück von dem lebendigen Silberschilde wie gierige Schatzgräber von einer jähergeschlossenen Erzader los.

Und da endlich naht auch noch der gefährlichste Jäger, der Mensch. Durch den Nebel rudert es, Boot um Boot, die Häringfischer mit ihren Netzen. Sie brechen unentwegt ein in den dichtesten Hochzeitschwarm. Das Boot wird eingeklemmt im Gedränge, emporgehoben auf Momente aus der See durch die Wucht der Milliarden, — ein Ruder, in die Masse der Fische eingestoßen, wird fortgerissen und eine Weile aufrecht im kompakten Zuge mitgeführt. Die Maschen der Netze überziehen sich mit dickem, hemmendem Schleim: sie sind in das Meer von frei schwimmendem Samen hineingeraten. Gleich darauf brechen sie fast unter der Last der Fische selbst. Aber umsonst ist aller Versuch der wehrlosen Geschöpfe, durch die Wucht ihrer Millionenzahl allein den Gegner zu entwaffnen. Mit Schaufeln werden die Häringe inmitten all ihrer Wollust unmittelbar von der Oberfläche ab ins Boot geworfen. Dann sperren Netze ganze Teile des Schwarmes in schmale Fjordarme ab. Hekatomben fallen dort in den sicheren Tod.

So von allen Seiten zerbröckelt, schwindet die silberne Insel endlich dahin. Über Millionen liebesfroher Individuen ist es hereingebrochen wie ein Weltgericht. Aber der große, dunkle Zweck ist erfüllt. Aus den befruchteten Eiern, um die sich keiner von all den Angreifern gekümmert hat, wird ein Heer winziger neuer Fischlein erstehen. Zu ihrer Zeit werden sie wieder vom Ufer fort auf die Hochsee wandern. Bis auch über sie in schwellender Reise die Sehnsucht kommt. Die Sehnsucht, die sie an die Küste treibt, in die Liebe und in den Opfertod. Und dann wird eine neue silberstrahlende Liebesinsel aus der schwarzen Tiefe tauchen

Auch dieser Hochzeitszug der Fische wiederholt sich seit undenklicher Zeit. Auch der Fisch ist viel, viel älter als der Mensch. In seinem stieren Auge liegt ein Blick der Urwelt, die den bunten Erdengarten noch ohne Menschen sah. Mehr aber noch als das. Der Mensch war gar nicht möglich ohne ihn. Erst mußte der Fisch sein, ehe der Mensch sich entwickeln konnte. Jahrmillionen zurück: und der Mensch ist Fisch, ein Urfisch verschollener Zeit, in dem nur erst die Anlage steckte, dermaleinst ein Mensch zu werden.

In liebender Sehnsucht finden sich heute ein Mann und Weib, — im hellen Licht des neunzehnten Jahrhunderts, neunzehn Jahrhunderte nach der Geburt des großen Reformators, hinter dem es noch bergetief liegt an Geschichte der Menschheit bis in die blutigen Nebel der ersten Anfänge zurück. Aus den heißen Schauern dieser vollendeten Liebesminute erwächst im Leibe der Frau ein Kind. Und nach so viel Jahrtausenden der Zwischenzeit seit der ersten Menschwerdung auf Erden, nach so viel Wandlungen des Geistes von dämmernder Ahnung bis in die strahlende Erfüllung der Kultur: tief im Leibe der schwangeren Mutter zeigt sich an dem eben keimenden Embryo ein großes, bedeutsames Mysterium. Der reisende Keim wird, ehe er Mensch wird, noch einmal Fisch. In der dunklen Muttertiefe, wo weder Land ist noch Meer, zeigen sich an der

winzigen zarten Knospe des kommenden Menschleins die Kiemen-
spalten am Halse, die der Fisch braucht, um aus seinem Element,
dem Wasser, besonders kunstvoll den nährenden Sauerstoff aus-
zuscheiden. Und die Gliedmaßen treten hervor in gerundeter
Flossenform. Das Bild des Urfisches zittert wie im Dunste
noch einmal auf, — des Urfisches, der im Grau verdämmerter
Zeiten höheren Wesen das Leben gab, Wesen, die immer
aufwärts steigen sollten, bis zuletzt der Mensch wie eine neue
Überwelt aus ihrer Krone flammte, — der Mensch, der alles
Leid und alle Lust der Kreatur auf seinen Schultern trägt

So ist auch dieses wilde, dieses groteske Bild aufs innigste
verknüpft mit dir.

Wieder stehst du als der späte Träumer auf der Granitlippe
und denkst und denkst. Aus diesem Wirrsal roh sich drängender
Fische dieselbe dunkle Frage. Wozu? Was ist die Liebe?

Wie die Stimme Jehovas einst zu Hiob kam. „Gürte
deine Lenden wie ein Mann, ich will dich fragen, lehre mich!“
So ruffst du der Liebe in dieser gespensterhaften Offenbarung zu.

Antwort! Das Meer, das uralte graue Meer, in dem
Welken versunken sind, gurgelt und rauscht und schlingt seine
Millionen liebestoller Fische wieder hinab. Und schweigt.

Höher!

Du mußt noch viel höher. Um zu ahnen, was das alles
sagen will. Wohin das wollte und wohin es gekommen ist.
Gürte deine Lenden, ich will dich führen.





Empor! Ein drittes Bild.

Ein Bild, das still und groß aus der Krönungsflamme alles Irdischen steigt.

Du schaust in eines jener stillen Heiligtümer der Menschheit, wo der Abglanz einer Weltenstunde lebt. Einer jener Stunden, da einem Einzelmenschen das Ungeheure gelang: den Geist langer Jahrhunderte der ringenden Menschheit in sich zu fühlen. Durch den Kristall des hohen Fensters rinnt das tiefe Goldlicht eines klaren Herbsttages, — es schmilzt in zarter Welle wie ein Heiligenschein über der sizynischen Madonna Rafaels.

Das Wort Heiligtum ist zu schwach. Es entstammt einem Gedankenkreise, der das Höchste nur zu fassen weiß als ein Loch in der bunten Welt der Wirklichkeit, — ein Loch in die uferlose Schwärze hinein, an der das Auge sich wund sucht, um die geisterbleichen Sterne einer außerweltlichen Offenbarung zu entdecken.

Die großen Meister der Renaissance haben keine Löcher gemalt. Als Rafael seine liebende Mutter mit dem Jesuskinde in der individuellen Form erfand, wie sie heute noch vor uns steht, warf er alles hinein, was die Menschheit bis dahin über die Liebe an sich selbst erfahren hatte.

Alles, was noch aus der Tierheit herüberkam. Alles auch, was in den Jahrtausenden über die Tierheit hinausgeführt hatte. Mit der Kraft des ganz großen Künstlers goß er das

in einen Moment. Aber es steckt die Wallfahrt auf Erden ungezählter Generationen darin. Über dieser Wallfahrt ragen wie Fahnen die Namen der Völker, der großen Kulturstätten, der Ideen empor. Die wunderbaren Augen dieses Kindes sind keine Löcher, — sie starren nicht aus der Wirklichkeit fort ins ewig Dunkle. Aber es ist etwas darin wie Träumerei über endlose Räume und Stundenreihen fort, — ein Stück Erinnerungstraum der Menschheit, die des Künstlers Kraft auf einen Augenblick zum Individuum gebannt hat

Im festen Kern ihrer Gestalt ist diese Madonna ein Weib. In Rafaels Nähe wird es Gestalten gegeben haben, die ihr unmittelbar ähnlich waren, die der Beschauer als irdisches Modell in Fleisch und Blut wiedererkannt hätte. Diese engsten Beziehungen sind verschollen, — mit dem ausgelöschten Menschenindividuum Rafael, dessen Schädel in der alten heidnischen Götterrotunde des römischen Pantheons schläft, ist auch all das allzu Persönliche — vielleicht der Schatten starker, wilder, liebesatmender Mädchen, die dem asketischen Gläubigen wohl die Madonnenandacht stören könnten — hinabgezaubert in die große Vergessenheit, mit so viel anderer rosenbefränkter Menschlichkeitsliebe, die das Los der Eintagsfliege mit ihren zwei Stunden wie ein verwandtes fühlen mußte Aber es bleibt von allen persönlichen Beziehungen ledig das Weib.

Der Mensch erscheint, zerrissen in die Zweifelt der Geschlechter. Mann und Weib. Das ist nicht erst errungen in der großen Folge zwischen Gorilla und Rafael. Der Heraufgang höherer organischer Entwicklung setzte damit ein. Im Tierreich wie im Pflanzenreich. Eine tiefe Naturnotwendigkeit, von der ich dir später erzählen werde, muß dazu gedrängt haben. Das einzellige Geschöpf niedrigster Art, noch jenseits von Tier und Pflanze, pflanzt sich fort, indem es sich teilt, — jeder Teil wird ein neues Individuum. Aber diese schlichte Methode wird verlassen, indem die Organismen sich vorwärts

entwickeln, — sie ist verlassen worden schon in Urtagen von der Mehrzahl der Pflanzen, der Mehrzahl der Tiere. Wenn die indische Sage recht hätte und der erste Mensch durch warmen Fuß des goldenen Gottesauges aus einer rosenfarbigen Lotosblüte des heiligen Gangesstromes aufgeblüht wäre: er hätte von dieser Blume schon die Zweigeschlechtlichkeit erben müssen. Allerdings trägt die Wasserrose noch beide Geschlechtswerkzeuge in einem Blütenkörper vereint. Aber die weibliche Narbe fordert die Befruchtung durch Samenstaub aus einem zweiten Kelch, so daß die wahre Zeugung doch auch hier eines Doppel- lebens, der Kräfte zweier gesonderter Individuen schon bedarf.

In Wahrheit ist der Mensch kein Kind der Pflanze, so wohlkautend auch die Legende klingt. Er ist aus dem Tier erwachsen. Selbst jene einfachste Form der doppelten Geschlechts- liebe, wie sie die Lotosblume noch weiß, ist schon früh im Reich der höheren Tiere, bei den Wirbeltieren schon von den Fischen, verlassen worden zu gunsten absoluter Trennung in Mann und Weib, die jedes nur ihre echte Geschlechtshälfte verkörpern, mit männlichem oder weiblichem Organ, mit männlichem oder weiblichem Gefühl. Vom Fisch an aufwärts giebt es keinen Rückfall unter dieses feste Prinzip hinunter mehr. Das Amphibium erbte es vom Fisch, das Reptil vom Amphibium, das Säugetier vom Reptil. In der ansteigenden Kette der Säuger war es der Affe, der sein Doppelgeschlecht dem Menschen weitergab. Als Mann und Weib tritt der Mensch in die Geschichte ein. Wie jener Mensch der Lotosblume, so ist auch der Adam vor Erschaf- fung der Eva eine schöne Dichtung, — der wirkliche wilde Urmensch, der das Mammuth, den Höhlenbären und das Riesen- faultier jagte, umging in der Höhle oder Sandgrube, die ihm als Schlupfwinkel diente, vom ersten Tage an sein wildes Urmenschenweib.

Das symbolisch höchste Weib, wie es Rafael gemalt hat, trägt auf seinen Armen ein Kind. Du brauchst bei der rein

menschlichen, bloß ins vollkommenste Ideal erhöhten Form, die der Meister uns giebt, dabei nicht gleich des religiösen Mystariums zu gedenken, mit dem das Dogma einer bestimmten Welle des Christentums gerade die Entstehung dieses Kindes — als des Jesuskindes — umgeben und aus dem allgemein Menschlichen vollkommen herausgerückt hat. Dem schlichten Blick, den diese Probleme nicht berühren, erscheint bloß in wundervoller Verklärung die Mutter. Und es lag in jenem Mystarium der „unbefleckten Empfängnis“ nur etwas, was dem Maler ermöglichte, den Typus der Mutter, des vollendeten Weibes, leise, fast unmerklich diskret zu vermischen mit dem zartesten Zauber unberührter Jungfräulichkeit. Die Maria des Bildes als Menschenweib genommen wird dadurch reicher als eine gewöhnliche Mutter in der einen Gestalt drängt sich gleichsam eine ganze Reihe von Momenten zusammen: die ganze Geschichte des Weibes als Individuum.

Durch das schmeichelnde Blau dieses Gewandes ahnt der Blick den Leib, der das Kind getragen. Das weiße Tuch über dem roten Nieder hüllt schamhaft die Brust, die ihm die erste Nahrung bot. Alle diese Akte innigster Verknüpfung von Mutter und Kind deuten, rein menschlich genommen, nicht auf Überweltliches, aber sie deuten innerhalb des Menschen und seiner Geschichte zunächst ebenso wie die Zweigeschlechtlichkeit noch über ihn hinaus. Zurück in die Tierheit, aus der er kam. Bloß daß die Anfangsstelle jetzt schon wesentlich näher liegt. Was weiß die Lotusblume von diesen Vorgängen, — ihre Frucht fliegt über die Wasser hinaus, sucht sich ihre Stelle und wuchert als fremde Pflanze auf. Was soll die Eintagsfliege davon kennen, die fast im Augenblick stirbt, da sie Mutter ward Erst die höchste Entwicklung im Bereich der Wirbeltiere eilt hier konsequent auf ein festes Ziel. Von den leuchtenden Farben der Madonna wandert dein Blick fern hinaus in das wilde Sumpfdickicht Australiens. Dort birgt

sich das Schnabeltier, das niedrigste aller Säugetiere, heute noch ein Abbild der ersten Säuger auf Erden. Das Schnabeltier legt noch Eier wie ein Reptil; die unendlich innige Verfeinerung, die das Menschenkind im Mutterleibe mit dem mütterlichen Organismus erfährt, fehlt noch ganz. Aber schon trägt die eine der beiden überlebenden Arten dieser Schnabeltiere das Ei in einem weichen Hautbeutel am Leibe mit sich herum. Und ist das Junge hier endlich ausgebrütet, so saugt es aus einer Drüse des mütterlichen Leibes Milch. Das ist das Urbild der Mutter im menschlichen Sinne. Von da herauf dann wieder Gestalt um Gestalt: Säugetiere, die überhaupt schon keine Eier mehr legen, die das Junge im Mutterleibe selbst tragen und lange noch innerlich, durch den gemeinsamen Blutkreislauf, der von den Adern der Mutter in die Adern der ungeborenen Leibesfrucht als heiliger Lebensquell rinnt, ernähren, — die es dann, nach endlich erfolgter reifer Geburt, noch an regelrechten Mutterbrüsten säugen. Auch hier ist es der Affe, der den Brauch in fertiger Form auf den Menschen vererbt.

Und doch: wie dein Gedanke, der von der strahlenden Herrlichkeit der sizilianischen Madonna bis zum Schnabeltier herniedersank, jetzt wieder den Menschen erreicht, ist es, als reiße jäh ein großer Schleier auseinander, der bisher Mensch und Tierheit in grauen Vorzeitbildern zusammenschob.

Der Begriff der Mutter, überkommen vom Tier, aus der ganzen Kette dämonischer Gestalten vom grotesken Schnabeltier bis zum Drang Utan und Gorilla herauf, flammt mit einem ganz neuen Lichte auf, da er in die Geschichte der Menschheit tritt. Es ist das helle Licht der Natur, die sich zu Kultur enthüllt.

Auf Wonnen der Natur folgen Jahrtausende der Menschheitsentwicklung als Kultur.

Da giebt sich, was aus dem Tiere kam, nicht einfach weiter als das ewig gleiche tierische Erbe.

Die Madonna Rafaels, mit dem Leibe, der in all seiner Schöne doch noch das uralte organische Prinzip der Zweigeschlechtlichkeit malt, mit dem Kinde, das die Mutter andeutet, — sie schwebt zugleich als eine freie Geisteszeugung wie in einer höheren, einer Überwelt.

So ist auch die Liebe heraufgewandelt in der Geschichte der Menschheit wie eine immer mehr befreite Lichtgestalt, unter der das Tierische, die Schwere des Tierischen, sank und sank.

Der Mensch ward Mensch.

Ein oberes Stockwerk der Dinge baute sich in ihm selbst auf seiner Tierheit wie auf einer Granitquader auf, die fortan nur noch roher Baugrund war.

Das ragt nun wie ein Tempel, dessen Marmorschnee in ein verklärtes Blau steigt.

Es giebt keine echten Vergleichungsbilder dafür. Aus der Fülle der Naturformen, vom fernen, grünlich glimmenden Nebelfleck des Alls bis zur hartgelben Flechte des irdischen Granitgebirges, wächst unserem Wissen nur eine einzige Menschheit. Ob auf irgend einem anderen, rot oder weiß herüberstrahlenden Planeten ähnliches sich im Banne der gleichen Kräfte aufgebaut: die Kunde schweigt, — kaum daß die Ahnung zu wandern wagt. Wie eine endlose nackte Wüste zieht sich um unseren „Lebensplaneten“ nach allen Seiten in die Sternenträume hinein unsere Unwissenheit und schafft uns jedenfalls eine praktische Einsamkeit, vor der jeder Vergleich versagt.

Aber vor Augen steht, wie diese eine einzige, unvergleichbare Menschheit auf diesem ihrem Planeten die Begriffe verwandelt hat. Auch den Begriff der Liebe.

Er ist herausgewachsen aus sich selbst, über sich selbst. Im höchsten Sinne, wie diese Madonna ihn symbolisch ganz zu fassen sucht, steht er da in einer Größe, gegen die die Liebe des Tieres sich stellt, etwa wie das schlichte Lager aus Zweigen, das der rothaarige Drang Utan sich im Baumdickicht Borneos bereitet, gegen den Parthenon des Phidias oder die

Peterskuppel Michel Angelos, in deren strahlendem Lichtbau nicht bloß die Leiber vergänglicher Individuen, sondern losgelöst zu einer Art höheren Lebens die Gedanken von Jahrtausenden wohnen.

In der Prometheuschmiede der Menschheit, da das überkommene dunkle Erz in der Geistesflamme zu neuem Dasein schmolz, ward die blinde Gier und Brunst der einfachen Geschlechtsliebe zu einer allumfassenden Kraft und Sehnsucht von höherer, neuer, vergeistigter Art.

Der Zwang, der die Geschlechter zu einander trieb, der das Individuum aufgehen ließ in der Gattung: er wuchs in unendlichem Wandel herauf bis zu einem Sehnen nach gemeinsamem Zusammenschluß Aller auf Grund idealer Liebe und bis zu der Kraft zu solchem Zusammenschluß.

Die unendliche Seligkeit, das vollkommene Welt- und Schmerz- und Todvergeßen der vereinigten Geschlechtsindividuen verschmolz mit der Sehnsucht nach einer Harmonie der ganzen Welt, einer zum Lichte aufwärts führenden Ordnung im All noch über die Menschen und ihre Liebe hinaus.

Und neben die Zeugung, die immer neu Lebendiges im alten Sinne schuf, trat, gestählt durch jenes Sehnen nach Harmonie, die Kraft eigenen vergeistigten Neuschaffens harmonischer Gebilde von besonderer Art: in Stein und Farbe, in rhythmischer Rede und geläutertem Klang formte der Mensch sich inmitten der alten Natur eine neue, vergeistigte, eigene Natur.

Die Liebe ward Menschenliebe.

Sie ward eine Triebkraft religiöser Erhebung.

Sie ward Kunst.

Von alle dem erzählt dir auch die Madonna.

Das Kind, das sich an die schöne Brust dieses Weibes schmiegt, ist nicht mehr bloß ein einfaches Menschenkind, gezeugt in der liebenden Umarmung zweier Menschen nach dem alten Gesetze der Natur, das auch den Fisch und die Eintags-

fliege zeugen läßt. Es ist zugleich ein Symbol der Menschenliebe. In jenem „nicht mehr bloß“ des Kindes erscheint die Liebe wie losgelöst von ihrem ursprünglichen Stamm, befreit zu einem höheren Dasein.

Es giebt niedere Seetiere im Meeresgrund, aus deren Ei ein festgewachsener Polyp entspringt; in einer gewissen Reife aber löst sich die Krone dieses Polypen plötzlich frei ab und schwimmt, ein entzückend schöner Körper, durchsichtig wie eine kornblumblaue Glasglocke und bei Nacht von eigenem Lichte wie ein goldener Stern erhellt, unbehindert in die Weite des Ozeans hinaus. So ist es auch mit der Liebe. Als sei hier ein jugendlich unreifes Wurzelstadium durchgerissen zu fesselloser, unendlich reicherer Wanderschaft. Die Liebe wandert, — wandert als ein Geisteswert in alle Lande, in die ganze „Menschheit“ hinaus. Statt des einfachen Geschlechtsverbandes erstrebt sie den sozialen Verband aller Menschenindividuen zu gemeinsamer Arbeit, gemeinsamer Hilfe zum Glück.

Rafaël, indem er dieses Kind mit den großen flammenden Menschheitsaugen schuf, diesen Augen, die nie ein Kind getragen hat und die nur möglich sind, wenn symbolisch aus diesem Kindesblick das erwachende Auge der Menschheit sich zu dem Beschauer wie eine ungeheure Knospe auseinanderschließt: er dachte an einen ganz bestimmten Vorgang aus der Geschichte des Menschen auf Erden. Sein Blick schweifte zurück über anderthalb Jahrtausende. Er hastete im östlichsten Winkel des Mittelmeeres, — dort, wo ein kleines, schmales Land sich zwischen Meer und Wüste schiebt. Es ist das Meer, über das die Phönizier einst nach Westen Kulturgold verfrachtet haben. Die Wüste, über deren weißer Fläche noch früher, im Anfang aller Überlieferung, von Osten her die ersten Kulturvölker wie Schemen aus dem Unbekannten aufgestiegen sind.

Und in dem Lande fand der Blick einen grünen Palmenhügel über einem glitzernden blauen See. Auf dem Hügel

verkündete ein einsamer Denker aus der Tiefe seines Herzens heraus der zagen Menge das Evangelium vom Erwachen der Menschenliebe. Fortan war das Wort in der Welt und konnte nicht mehr sterben. Der Begriff dazu war damals freilich selber schon alt. Er hing nicht an einer Stunde, nicht an dem Munde eines Einzelmenschen. Mindestens ein Jahrtausend lang vor Christus war die Welt in allen Tiefen schon schwanger gewesen mit dieser Idee. Nur daß sie jetzt auf einmal emporflamnte und über die Völker dahin brannte, gleich einer jener geheimnisvollen Erdgasquellen der sogenannten ewigen Feuer von Baku, die Äonen durch unsichtbar aus der Erde aufsteigen mögen, bis die Hand eines Einzigen, vielleicht eines Kindes, einen Funken hineinwirft und jetzt die Lohe zu abermals äonenlangem Brande entfacht...

Der Zeit selbst erschien das Wort, der zündende Augenblicksfunke, der aus dem Dunkel jäh diese Lichtgarbe ohnegleichen riß, so übergewaltig groß, daß ihr die Erde dafür zu klein dünkte. Der natürliche Lauf der Dinge sollte durchbrochen sein. Der Blitz der Menschenliebe, so hieß es, zuckte aus einer anderen, bisher unbekanntem Welt, einer dunklen Wolke jenseits alles Irdischen, die auch außerhalb der ganzen gegebenen Menschheitsentwicklung stand. Unter den Schauern dieses Furchtbaren riß Liebe von Liebe. Die Menschheitsliebe sollte kein Teil haben an der Geschlechtsliebe. Sie sollte keine Knospe sein, sondern ein Meteor, das fremd, ja zerstörend in diese irdischen Liebesstaaten fiel.

Diese Deutung war in Rafaels Tagen noch fast allmächtig. Heute ist sie stark eigentlich nur noch durch Tradition. Uns erscheinen die Wunder des Wirklichen, die Wunder der natürlichen Entwicklung groß genug, daß auch ein solcher Riesmoment wie die Verkündigung der Menschenliebe restlos in sie fallen mag. Es bedarf des besonderen Wunders nicht. Alle Schauer der äußersten Erhabenheit umwehen uns, gerade wenn der Blick sich ansieht, auch hier nur ein gesetz-

mäßiges, in der Menschheitsentwicklung notwendiges Werden zu sehen.

Ja, das Bild wird erst jetzt so riesig, daß dem Auge schwindelt. Es starrt wie in einen Trichter, in dem die Schemen der zerfallenen Individuen, der überwundenen, wie welches Laub dahingesunkenen Ideen auf und nieder wogen gleich den zwitschernden, fledermausartigen Schatten der Homerischen Unterwelt. Kein Gedanke, daß ein Riß wirklich zwischen Liebe und Liebe klappt. Der ganze kolossale wilde Unterbau der Geschlechtsliebe — vom Tier herauf, vom Fisch, von der Eintagsfliege — ist nötig, um die große Menschenschöpfung der Menschheitsliebe organisch werden zu lassen. In der Geschlechtsliebe mußten die rohen, einsamen, vom Nahrungskampf gehehten Individuen sich zähmen, sich zu einander finden, als Mann und Weib, als Mutter und Kind, als blutsverwandtes Geschlecht. Aus ihr wuchsen soziale Verbände auf. Schon im Tierreich. Unererschütterlich stark dann in der Menschenwelt. Jahrtausende, lange Jahrtausende mußte das Blut sie auch hier immer noch wieder schließen, das heiße Blut, das von den Geschlechtsorganen aufströmte und erwärmt wurde.

Langsam dann, ganz langsam wandelte sich das alles in Geist.

Wie das Blut Geist ward: das ist die große, durchschlagende Geheimgeschichte der Menschheit.

Es ist auch die Geschichte der Menschenliebe.

Aus der realen Blutsverwandtschaft sproßte wie eine erste zaghafte Blume, die noch die Wintersonne bleich hält, der ideelle Begriff einer seelischen Stammeseinheit, der Heiligkeit und Unantastbarkeit des Stammesindividuum auch jenseits aller Geschlechtswünsche.

Noch war der Schritt riesig bis zu der Übertragung dieses Begriffs auf ein nicht unmittelbar blutsverwandtes Geschlecht. Auf ein ganzes Volk, dessen Blut höchstens in mythischer Urväterzeit noch in wirklichem Ader Schlag zusammengefloßen sein

konnte. Wer das Geistige riß fort. Und der geistige Begriff, der das „Volk“ geschaffen, war dann auch die Brücke über das Volk hinaus zur Gemeinschaft aller Kulturmenschen, zuletzt aller Menschen überhaupt.

Dein Blick, der in den gärenden Trichter dieser Entwicklungen starrt, fühlt es jäh wie einen Blitz, der ihn aufwärts reißt.

Du vermeintest am Rande zu stehen und bloß niederwärts zu schauen. Da faßt es dich, daß du selber mitten darin bist. Wie es unendlich aus der schemenhaften Tiefe unter dir heraufwirbelt, so wälzt es sich über dir in lichten Gestalten in das bloß Geahnte der Zukunft hinan, in immer fernere Dunstschleier hinein.

Als die Menschenliebe auf jenem Palmenhügel über dem glitzernden See Wort wurde, da umschloß dieses Wort nicht bloß wie ein goldener Reif unermessliche dunkle Arbeit der Vergangenheit: es münzte auch schon aus, was erst die Arbeit folgender Jahrtausende zur Wahrheit gestalten sollte. In dem Wort von der „Menschenliebe“ lag im tiefsten Sinn schon alles, was wir heute als kühnstes soziales Zukunftsideal vor der Seele tragen

Das soziale Ideal. Wie das dampft, blutet, wogt in unsere fast grauenhaft helle Tageswirklichkeit hinein. Und doch auch das zuletzt nur eine Frage der Liebe. Eine Frage aus jener Kette der Empfindungen, die das Wort in so viel Wandel doch mit immer gleicher stahlharter Fügung ineinander hält. Eine Frage, angelegt in jenen Eintagsfliegen, die der Brunstdrang aus der räuberischen Einsiedlerschaft des Larven-Individuums zu zwei Stunden Seligkeit der Geschlechtsgemeinschaft ohne Daseinsorgen erweckt. Angelegt in jenen Fischen, die die Geschlechtsliebe aus dem Dzean siebt, bis die silberne Masse inselartig aus den Wassern steigt, eine Gemeinschaft zugender Geschlechtswesen, denen der enge, seichte Fjord ein einziges großes Brautbett ist. Emporentwickelt, vergeistigt in der

Menschheit. Ein neues Wort geworden in jenen Weihetagen, von denen das Evangelium singt. That werdend erst unter uns, unter tausend, millionen Kreuzen, die unsichtbar zu dem einen aufsteigen, das die Legende zur durchsichtigen Lilie verklärt hat, — aufsteigen aus dunklen Höhlen der modernen Großstadtfenster, aus Fabriken, wo das eiserne Rad über die zuckenden Leiber rollt, aus Gefängnissen, Bordellen, Irrenhäusern und Armenhäusern. Und doch siegreich, das Schwert und die Flamme unserer Zeit, der stille, späte Lichtfunken am fernsten Ausgang des ungeheuren dunklen Schachtes, in dem wir alle keuchen . . .

Fühlst du nun schon, wie hoch du schwebst? Vernimmst du den Posaunenruf einer neuen Stimme, die sich in deine alte Frage mischt: Was ist die Liebe?



Aber Rafael wollte dich noch höher haben. Seine Madonna schwebt aus lichten Wolken. Ein Weltenlicht, das jenseits aller Sonnen und Planeten des Alls dem innigsten Herzen aller physischen Dinge zu entströmen scheint, geht von ihr aus. Ihr Fuß bedarf keiner Erde, als schreite sie im reinen Raum, wo alle Gravitationskräfte einander die Wage halten. Rafael träumte nicht bloß ein Weib. Auch nicht bloß die Menschheit in eines Weibes Gestalt. Er träumte die Madonna. Mit dem liebesverklärten Antlitz dieses Weibes, dieses Kindes träumte er die Liebe pulsend bis ins wirkliche Herz der Welt. Alle Geheimnisse Himmels und der Erden umschloß ihr Schoß. Welt-symbol wurde sie. Und Welterlösung zugleich.

Eine neue ungeheure Wanderschaft der Menschheit thut sich dir auf. Und die Liebe wandernd darin als ruheloser Masver. Die Liebe ward Glaube, die Liebe ward Religion. Erst nackt und roh und wild, — dann doch auch hier immer mehr in der stillen Läuterung von Blut zu Geist.

Wechselnde Bilder gleißen deinem Auge vorüber. Da sind die Tempelhaine von Hierapolis. Männliche Zeugungslieder, in gigantischer Form von Stein gemeißelt, ragen zum Blau empor, Symbole der göttlichen Zeugungskraft. Da ist der Tempel der Astarte, wo die Prostitution ein Gottesopfer ist, junge Mädchen sich hingeben, um eine höhere religiöse Reinheit dafür einzutauschen. Das befruchtete, gebärende Weib wird Isis, die Allmutter, deren Schoß ewig neu die Welt gebiert. In Eleusis wird die Zeugung ein Mysterium, das schlichte Ährenkorn ein heiliges Wunder, das die Gläubigen erlöst. Dann bricht Christus in diese Welt. Jene andere ideelle Fortentwicklung der einfachen Geschlechtsliebe, die auf Soziale, durch gemeinsame vergeistigte Liebesarbeit Erlösende geht, gewinnt jählings ungeheure Macht. Und sie tritt auf in einer Form, die den Kultus des extrem Geschlechtlichen, der Zeugung, des Weibes zu vernichten droht. Und doch rafft der sich wieder auf. Aus den grellbunten Säulenstümpfen des liebesglühenden, vom heißen Atem des Zeugens und Gebärens durchhauchten Heiligtums der Allmutter Isis wächst die Marienkirche, mit zarten goldenen Sternen im keuschen Blau. Und wieder ist es dasselbe, nur in unendliche Weichheit des vergeistigten Ideals entwickelt. Nicht nur der wilde Rausch der Zeugenden, der selige Schmerz der Gebärenden: auch das Reine der Jungfrau, der erst knospenden Liebe wird jetzt ins Unendliche, Weltumspannende verklärt.

Aus dieser Weltanschauung wuchs Rafael. Sein Glaube an das Weib im Herzen der Welt floß ihm zusammen mit jenem anderen, daß auch die Menschenliebe nicht aus dem Menschen selber gestiegen sei, sondern vom Himmel herab. An der Brust der Madonna, die über Sonnen und Erden stand, lag ihm das Gotteskind, das die Gebote dieser Menschenliebe aus dem Jenseits trug

Berklungen, verklungen heute auch das. Vineta-Glocken im Ozean!

Wie Astarte, so auch Maria nur eine Durchgangsform zu noch Reinerem. Im Zeitalter Goethes ist es, als schmiede sich langsam aus Astarte und Isis und Maria ein neues Bild.

Wieder ein ins letzte unseres Weltgedankens verklärtes Liebesbild.

Die Natur.

Wir ringen noch damit. Der Zweifel raunt uns ins Ohr, wir hauten eine Schädelspyramide auf. In der entgötterten Natur werde nie mehr die Liebe wohnen. Und doch! Rafael trägt dich hier nicht mehr, du mußt einsam empor.

Der alte treue Glaube an den liebenden Vater im Himmel sinkt zusammen wie eine kleine Guirlande, die der Mensch aus armen Erdenblumen sich erbaut. Ein Windstoß bricht sie, und zu dir herüber glühen aus dem Riß wieder die fernen, rätselvollen Sterne des uferlosen Firmaments.

Das Mythische im liebenden Christus fällt, — was er gelehrt, wird schwer erkämpftes Menschengut.

Und doch: bleibe stark. Aus der Natur kommt dir die Idee der Entwicklung. Sterne werden zu Leben. Und das Leben steigt empor. Über Form und Form bis zum Geist hinauf, der die Entwicklung nicht nur lebt, sondern auch erkennt. Hier liegt der starke Trost. Hier richtet sich ein neuer Optimismus auf.

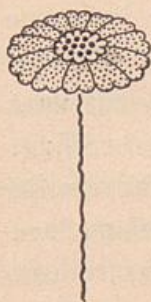
Sieh aber hinein in das Gezweige dieser Entwicklung. Wie das webt und sich verschlingt siehst du nicht die Liebe überall dabei? Auf Liebe steht die Folge der Geschlechter, durch sie kommt der Baum des Lebens auf dem wandernden Planeten von Ast zu Ast herauf, bis endlich die Geistesknospe bricht. Die Liebe ist Kraft, die treibt, und zugleich an sich selber Beispiel, wie das Dunkle zum Lichte wächst — wie sie selbst sich vom Wilden löst und ins Bergeistigte wächst.

Die Spanne der Entwicklung, die wir überschauen, ist winzig klein. Ein einziges Planetenleben — und auch das

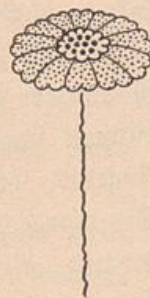
nur halb. Karges Los. Aus wenigen Anzeichen müssen wir den Glauben an das Ganze schöpfen, unseren Trost der Welt. Aber ist die Liebe nicht das stärkste aller Zeichen, so weit unser Wissen reicht? Aus der Liebe stieg nicht nur die Entwicklung. Mit ihr kam auch in dieser Entwicklung der erste zage Friedenshauch. Das erste Singen und Summen wie traumverlorener Klang von einer Überwindung des rauhen Existenzkampfes durch ein mächtigeres harmonisches Prinzip. Was wissen wir auf winzigem Einzelstern unter Millionen von Weltversöhnung, Welterlösung, vollkommenem Weltenglück! Und doch blüht in der Menschenliebe dieses kleinen Sternes eine Blume auf, so süß und schön, daß sich der „Weltfrieden“ auf unsere Lippe drängt. So greift die Liebe in unser Bitterstes: den Kampf.

Aber mehr. Es war der alte Traum des Glaubens: nicht nur den Kampf zu lösen, sondern auch den Tod. Liebe, die wirkliche, nicht die mystisch dunkle, in der Natur lehrt uns einzig und allein, wie über das starre Individuum Zusammenschlüsse greifen, Zusammenschlüsse, in denen das Individuum allerdings auch wie aus strengem Bande sich langsam löst, doch nicht mit der Bitterkeit des Todes, sondern in eine höhere, seligere Einheit hinein. Mann und Weib, Eltern und Kind, Mensch in Menschheit, Blut in Geist, Geist in Ideal, in überströmenden Weltentraum. Liebe ist die einzige freiwillige Auflösung des Individuums, der schmerzlose, unfählich selige Tod, den jede Kreatur in unendlicher brennender Sehnsucht sucht Steigen dir hier nicht Geisterhände über Geisterhände auf, die auf ein tiefes Geheimnis deuten — nicht auf ein Geheimnis jenseits aller Wirklichkeitsdinge, sondern gerade innerhalb der greifbarsten Natur? Ein Geheimnis, vielleicht einmal stark genug, unsere Entel lächeln zu lassen über alle Todesfurcht, auch ohne daß der alte Glaube mit seinen Träumen wiederkehrt? Gewiß: es scheint, daß aus unserem natürlichen Entwicklungsbilde der Welt —

gerade dem, auf dessen Gesamtheraufgang sich unser Optimismus stützt — eine eherne Forderung klingt. Vernichtung des Individuums. Gerade über diese Vernichtung scheint die Entwicklung zu gehen. Und die Seele bebt unter den Schauern der Todesangst. Wenn aber nun die Liebe doch das Symbol wäre? Sie lehrt uns die einzige Form, wo die Vernichtung nicht grauenvoll ist. Wo sie ein seliges Aufsteigen in eine höhere Gemeinschaft ist. Wenn der Tod des Individuums nun auch in seiner bangen Form nichts anderes wäre als ein verkannter Liebesakt? Über den nach allem bitteren Sträuben zuletzt doch auch die vollkommene Seligkeit des lebendigen Aufgehens in eine höhere Gemeinschaft käme, wie sie die Liebe giebt

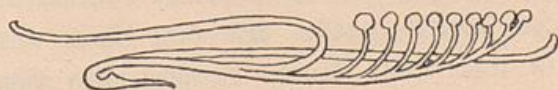


„Wohl endet Tod des Lebens Not,
Doch schauert Leben vor dem Tod —
Das Leben sieht die dunkle Hand,
Den blanken Kelch nicht, den sie bot.
So schauert vor der Lieb' ein Herz,
Als wie vom Untergang bedroht,
Denn wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkle Despot.
Du, laß ihn sterben über Nacht
Und atme frei im Morgenrot.“



(Rückert nach Rumi, um 1250 n. Chr.)

Nur wie durch einen Riß in den Wolken kannst du das heute erst schauen. Denn die neue Weltanschauung formt sich noch, hallt sich, verdichtet sich und wirft Ringe selber erst wie ein werdender Stern. Wer will ahnen, was einst alles noch um sie kreisen und wer ihre Sonne werden wird. Aber der Blick genügt. Auch diese Wanderschaft der Menschheit nach dem Westenlicht geht in immer weitere Weiten hinaus. Und in alle diese Weiten wandert der alte Hasver, die Liebe, ruhelos mit.



Empor!

Noch einmal recke deine Flügel aus.

Die Madonna Rasael's giebt dir nochmals Kraft.

Umhülle sie noch einmal ganz mit deinem Blick: in ihrem goldenen Rahmen, mit ihren wunderbaren Farben, mit ihrem Antlitz, in dem alle weibliche Schönheit der Jahrtausende zusammenzufließen scheint — sie, die Menschheit ist und Weltgeheimnis ist.

Woher stammt dieses Wunderwerk, das die alte Erde nun seit fast vierhundert Jahren um die Sonne trägt? Wo wuchs es heraus aus dem Stammbaum der Dinge im großen Weltengarten zwischen Menschenaug und Doppelstern?

Es ist Kunst.

Von der Madonna gleitet dein Blick hinüber zu einer Schar ähnlich vollkommener Weiber. Die einen auf eine Fläche mit Farben gemalt wie dieses. Die anderen in Marmor zu ganzem Umriß ausgeformt. Die milesische Venus mit ihrer aufrecht starken, unbefieglbar heiteren Keine. Die Pieta Michel Angelos, deren Gigantenkraft in liebendem Mitleid schmilzt. Die morgenhelle nackte Venus des Tizian in der Tribuna von Florenz, die alles Süßeste als genossen noch einmal träumt. Eine enge, innerlich verwandte Genossenschaft, die in stiller Schöne hier und dort aus der schnellen, wechselnden, grau abströmenden Flut der Menschengenerationen ragt.

Keines dieser Weiber hat im einfach menschlichen Sinne je „gelebt“. Keines ist erzeugt durch den körperlichen Akt organischer Fortpflanzung. Und doch stehen sie in all ihrer Schöne mitten unter uns. Sie stehen da, erzeugt aus einer unendlichen lodernnden Liebe heraus, aus der vollkommenen Hingabe eines menschlichen Individuums an ein Neues, ein Zweites, an ein „Schaffen“, eine Übertragung des höchsten Ideals im eigenen Ich auf ein anderes, dauerndes, das den Tod dieses Ich überleben soll. Mit dem Geiste und der vom Geiste bis in jede feinste Muskel durchwärmten Hand sind sie

gezeugt in dieselbe Natur, dieselbe Wirklichkeit hinein, der auch ein in der Geschlechtsumarmung erzeugtes Kind angehört — aber doch als Sonderdasein in ihr, das der Begriff jenes Kindes nicht deckt und die geschlechtliche Lebenszeugung nicht umfaßt.

Nun zu diesen Bildern, diesen Statuen noch weiterhin Gestalt um Gestalt, ein unabsehbarer Zug von Königen an Gedanke und Kraft, die alle aufleben, wenn das Wort des Dichters erklingt. Rhythmen der Sprache, nie vernommen in all dem Stimmengewirre der Natur, als sei es Geisterrede aus einer Überwelt. Und reiner Klang, aufjubelnd und aufdonnernd wie eine ewige Lösung aller Dinge, wie die Stimme der innersten Weltenharmonie selbst . . . Und alles ebenso aus dieser heißesten Geistesliebe in die Wahrheit hineingezeugt — gezeugt, als habe der Geist, der aus der Sinnenliebe Menschenliebe schuf, endlich auch das Mysterium der Zeugung für neue, wunderbare Zwecke in seine Hand gebracht

Zum drittenmal eine große Wanderschaft. Die Liebe ward Kunst.

Auch die Kunst liegt auf dem Wege vom Blut zum Geist. Auch sie sank nicht wie ein fremdes Meteor herab. Derselbe Mensch von Fleisch und Bein hat sie geschaffen, der Menschenkinder im Fleische zeugte nach dem ehernen Gestaltungsgesetze der Natur. Der Mensch, der aus dem Tiere kam. Von diesem Tier schon erbte er den Keim der Kunst. Das Tier aber hatte ihn gesäet in den Stunden — seiner Liebe.

Hörst du das rhythmische Lied der Nachtigall klingen siehst du den Schmetterling sich wiegen in seinem wunderbaren Farbenkleid

Welcher Weg, — von dort herauf! Und doch war es der Weg.

Aus dem tiefen, dunklen Weltenfüllhorn der Natur rann es herzu, durch Aonen, — Licht, Farben, Klänge, rhythmische Verhältnisse aller Art.

Da tauchen auf der sonnenerwärmten Erde lebende Wesen auf. Sie empfinden Licht, empfinden Klang. Erst dumpf und matt. Dann erzeugt der Lebenskampf, erzeugt die Entwicklung ihnen Sinnesorgane von fester Art, Auge und Ohr. Ihr erster Zweck ist Verteidigung. Angstvoll starrt das Tier um sich in die drohende Welt, lauscht auf die Gefahr. Alles ist Angriff um es her. Oder es behauptet sich selbst. Greift an. Dann ist alles Beute, die mit wilder Gier erjagt, zerrissen werden kann. Da auf einmal im Leben des Individuums aber eine Stunde von ganz anderer Wertung. Die Liebe. Das Tier sucht ein anderes seiner Art. Sucht es nicht als Feind, sondern mit der Sehnsucht der Liebe. Mit den Augen der Liebe. Das Auge der Liebe, — es war das erste Auge des Ideals. Und die Kraft der Liebe: sie zeugte die erste „Schönheit“ im aktiven Sinne an den Liebenden selbst. Sie malte den Schmetterling, gab dem Vogel sein Hochzeitskleid. Sie komponierte der Nachtigall ihr Lied. Die Liebe war der Spiegel, der zunächst äußerlich alle Harmonie, allen Rhythmus, alle blind angebahnte Schönheit der lebendigen Natur in einen Brennpunkt fing.

Nun aber wuchs der Geist mehr und mehr dazu. Zu dem schauenden Auge draußen trat das innerlich schaffende Auge: die Phantasie. Es kam der Menscheng Geist. Der Mensch erzeugte sich am Leibe selbst keine bunten Flügel, kein Hochzeitsgefieder mehr. Er sah das alles innerlich, als Licht und Harmonie, Sehnsucht und Ideal — in der Phantasie. Wie er nicht mehr Löwenklauen und Gürteltierpanzer sich am eigenen Leibe zum Schutze wachsen ließ. Sondern im Geiste sann und in der Phantasie das Werkzeug sah. Wie aber seine Hand, weich und bildsam geblieben und ganz nur Schüler noch des Gehirns, diese Werkzeuge dann wirklich formte aus Stein, Horn und Metall, sie in die Wirklichkeit hinein projizierte mit selbstthätig schaffender Kraft und die Technik begründete als Kern aller künftigen Naturbeherrschung: — so formte er mit derselben Hand, was die Phantasie an rhythmischen Bildern, Seh-

suchtsbildern, Schönheitsbildern sah, — er schuf die bewußte Kunst im höchsten Zeugungssinne als Kern aller künftigen menschlichen Naturerweiterung.

Jahrtausende auf diesem Wege: Rafael, die Madonna. Und so fort und fort. Ein neues Naturreich blüht auf: nicht Stern, nicht anorganisch, nicht Pflanze oder Tier, nicht im organischen Sinne Mensch selber — die Klänge, Gestalten, Ereignisse der Kunst. Eine heiße Welt, vom Liebesatem durchglüht, mit allen Schauern wilder Zeugung. Und doch zugleich verklärt, der Erdentrübe entrückt in einen reinen blauen Geistesäther hinein



„Die Braut verdient sich mehr
Mit einem Kuß um Gott
Als alle Mietlinge
Mit Arbeit bis in Tod.“

Angelus Silesius.

Das ist die Liebe, die zu etwas geworden ist.

Die Liebe in ihrem Hochbau.

Von hier, von der Goldkuppel mußt du sie sehen, um zu ahnen, was in ihren Anfängen war. Und dieses Goldlicht mußt du dir zurückstrahlen lassen in diese Anfänge hinein. Darum der Tanz der Eintagsfliegen. Darum das groteske Nachtbild des Häringzuges. Dieselbe Naturkraft, die da unten in den grauen Urwassern gärt. Und die oben als purpurne Lotosblüte der Kultur aus dem blauen Spiegel in die Sonne steigt. Weil es so ist, darum kann alles Vergangene nicht roh sein. Es muß selber dir wie eine edle Knospe scheinen. Nichts bleibt da innerlich klein. Licht strömt zurück auf diese Eintagsfliegen am Bach, diese Fische im Ozean. Wie dunkel ringende Urseelen der Liebe treten sie vor dich hin. Vorauf wandernde Träume des großen Liebesgeistes, der aufwärts will. Dieser Fisch, diese Eintagsfliege ist Christus, ist Goethe, ist Rafael. Ist das Evangelium, ist Faust, ist die Madonna. Ist die Menschenliebe, der Sternentraum, die Kunst.